

Die Mehrsprachigkeit ist Quelle von Stolz und Leiden

Die Debatten um den Sprachenunterricht an der Schule verraten viel über die politische Kultur der Schweiz



Primarschüler seien mit dem Französischunterricht überfordert, argumentieren viele Deutschschweizer Politiker. GAËTAN BALLY / KEYSTONE

JONAS ROTH

«Un, deux, trois, voici le roi. Un, deux, trois, le roi c'est moi.» Dieser kleine Reim ist mir bis heute geblieben. Er ist die erste Erinnerung, die ich an meinen Französischunterricht habe. Am ersten Tag des fünften Primarschuljahres wurde uns das Lehrmittel «Envol» ausgehändigt – «Wir lernen jetzt Französisch», hiess es. Ich hatte Mühe mit dem Accent aigu und der Tatsache, dass es eben nicht «la soleil», sondern «le soleil» heisst.

Damals hinterfragte ich nicht, ob es Sinn ergibt, dass eine wilde Horde von zehn- und elfjährigen Kindern eine fremde Sprache lernen muss. Doch genau über dieses Thema wird in der Schweiz seit Jahrzehnten gestritten. Ab wann kann man Schülerinnen und Schülern eine Fremdsprache zumuten, ohne sie zu überfordern? Welche soll es denn sein, Französisch, Italienisch oder doch lieber Englisch?

Früher anfangen oder streichen?

Jüngst forderte ein Redaktor von CH-Media in einem Kommentar, man solle den Sprachunterricht in der Primarschule ersatzlos streichen. Angesichts des Personalmangels an Schulen könne man damit Lehrerinnen und Lehrer entlasten. Es reiche vollkommen, wenn man erst in der Oberstufe damit beginne, Vokabeln zu büffeln und Verben zu konjugieren – lieber später als früher. Ganz anders tönt es aus dem Kanton Tessin: Der dortige Industrieverband plädierte kürzlich dafür, mit dem obligatorischen Deutschunterricht schon ein Jahr früher zu beginnen. Weil in vielen Tessiner Firmen Deutsch gesprochen werde, sei die Sprache auch wirtschaftlich gesehen ein wichtiger Faktor für den Kanton.

Woran liegt es, dass der Fremdsprachenunterricht in der Schweiz immer wieder für heftige Diskussionen sorgt? Anruf bei Raphael Berthele. Der Professor ist Direktionsmitglied am Institut für Mehrsprachigkeit der Universität Freiburg. Er sagt: «In einem Land wie der Schweiz kann man ganz viele Themen und Probleme auf die Sprachenfrage projizieren.»

Gewiss, die Schweiz ist sprachlich gesehen ein Sonderfall. Es ist bemerkenswert, wie gut sich die Eidgenossenschaft mit ihren vier Landessprachen durch den Alltag schlägt und seit der Gründung des Bundesstaats den inneren

Frieden über die Sprachgrenzen hinweg bewahren konnte. Irgendwie hat man sich in dieser Willensnation immer verständigt – immer öfter passiert das aber auf Englisch, wenn ein Deutschschweizer auf eine Romande oder einen Tessiner trifft.

«Der Abstieg des Französischen als Weltsprache hat eindeutig Auswirkungen auf die Schweiz», sagt Berthele. «Das war sicher mit ein Auslöser für die Debatten.» In der Deutschschweiz ist insbesondere das Frühfranzösisch heftig umstritten.

Das umstrittene Modell 3/5

Ihren vorläufigen Höhepunkt erreichten die Streitigkeiten im Jahr 2017, als mehrere Deutschschweizer Kantone darüber abstimmten, ob in der Primar-

«Der Abstieg des Französischen als Weltsprache hat eindeutig Auswirkungen auf die Schweiz.»

Raphael Berthele
Professor für Mehrsprachigkeit
an der Universität Freiburg

schule nur noch eine Sprache unterrichtet werden solle. Die Kinder seien mit zwei Sprachen überfordert, der Lerneffekt sei kaum nachweisbar, die Motivation der Schülerinnen und Schüler sei tief, lauteten die Argumente der Initianten. Das Thurgauer Parlament preschte gar vor und strich das Frühfranzösisch aus dem Lehrplan. In der Romandie sprach man von einer «Provokation».

Wenige Jahre zuvor hatten 23 Schweizer Kantone auf Empfehlung der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) das sogenannte Modell 3/5 eingeführt: Eine erste Fremdsprache wird ab der dritten, eine zweite ab der fünften Klasse unterrichtet, die Reihenfolge spielt dabei keine Rolle. Ziel der Revision war es gewesen, den Unterricht in der Schweiz zu harmonisieren und dabei «eine Regelung zu finden, die einerseits den Landessprachen den ihnen gebührenden Platz im Sprachenunterricht zuweist und andererseits

den kantonalen Kompetenzen in Unterrichtsfragen (...) Rechnung trägt», wie es in einem Bericht des Bundesamtes für Kultur heisst.

Das Modell 3/5 war ein gutschweizerischer Kompromiss, bei dem föderale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Argumente fein säuberlich abgewägt wurden. Doch mit den kantonalen Abstimmungen schien dieser Kompromiss schon kurze Zeit später ins Wanken zu geraten. Erstaunlicherweise entschied das Stimmvolk in allen Fällen, an der bestehenden Lösung festzuhalten. Auch der Kanton Thurgau machte eine Kehrtwende und führt das Frühfranzösisch weiter.

«Ich kann mir vorstellen, dass da auch ein gewisses Nationalgefühl mitspielt», sagt Professor Berthele, «dass das Stimmvolk sich einerseits mit einer nationalen Minderheit solidarisch zeigen wollte und andererseits wohl auch die Mehrsprachigkeit als ein Alleinstellungsmerkmal der Schweiz sah.» Wollte man die multilinguale Identität des Bildungslandes Schweiz vor dem Zerfall bewahren?

Die Macht der Sprache

Wie viel Französisch ich in der Primarschule wirklich lernte, kann ich im Nachhinein nicht mehr beurteilen. Ich kam ins Gymnasium, wo es nicht mehr um Kinderreime ging, sondern um Konditionalsätze und den Subjonctif. Wir lasen Molière, Voltaire und schauten Filme von Jacques Tati. Leicht fiel mir diese Sprache nie, auch weil ich ausserhalb der Schule keine Verwendung dafür hatte. Das änderte sich mit dem Militärdienst: Meine Kompanie in Thun bestand zur Hälfte aus Romands – nun blieb mir nichts anderes übrig, als alles aus meinem Schulfranzösisch rauszuholen.

Die Romands in meinem Zug, von denen die wenigsten gut Deutsch sprachen, hatten es nicht leicht. Denn der Grossteil der Vorgesetzten kam aus der Deutschschweiz. Ihre Befehle und Erklärungen in der Muttersprache beendeten sie oft mit: «Pour les Romands, c'est la même chose.» Die Westschweizer Rekruten hatten oft selbst dafür zu schauen, dass sie zurechtkamen. Zum ersten Mal merkte ich, dass Sprache auch Macht bedeutet.

Nicht zuletzt gilt das auch für die Politik: Wer im Bundeshaus Französisch oder Italienisch spricht, hat mit seinen Anliegen schlechtere Chancen.

Das bestätigten zahlreiche Parlamentarierinnen und Parlamentarier aus der Romandie gegenüber dem Westschweizer Fernsehen RTS. Auch der ehemalige Nationalrat Fathi Derder schrieb in seinem Buch «Les Petits Secrets du Palais»: «Wenn man im Bundeshaus von allen verstanden werden will, muss man Deutsch sprechen.»

Wirtschaftliche Gründe

Raphael Berthele vom Institut für Mehrsprachigkeit sagt: «Die lateinische Schweiz ist gegenüber der grossen Deutschschweiz in einer klaren Minderheitsposition. Sie muss sich stärker auf die Mehrheit ausrichten als umgekehrt.» Das hat auch historische Gründe. Mit der Gründung des Bundesstaates 1848 kam das eidgenössische Parlament nach Bern, die ETH und das Landesmuseum kamen nach Zürich. Die Zentralisierung von Politik, Wissenschaft und Militär war ausschlaggebend dafür, dass etwa der Kanton Genf in den 1870er Jahren Deutsch als obligatorisches Primarschulfach einführte.

Genauso entschieden sich die Kantone Basel und Schaffhausen im 19. Jahrhundert für den Französischunterricht in der Oberstufe – doch nicht etwa aus Gründen des nationalen Zusammenhalts, sondern im Rahmen ihrer stark auf Frankreich ausgerichteten Wirtschaft. Sprachenunterricht als eine Frage der Prioritäten.

Dieses ungleiche Verhältnis zeigt sich bis heute im Modell 3/5: Während Primarschulkinder in ausnahmslos allen Westschweizer Kantonen mit Deutsch in den Fremdsprachenunterricht einsteigen, ist in 14 Deutschschweizer Kantonen zuerst Englisch an der Reihe. Nur gerade sechs Kantone, in denen Schweizerdeutsch gesprochen wird, starten mit Französisch – die zweisprachigen Kantone Bern, Wallis und Freiburg eingerechnet. Die Deutschschweiz orientiert sich an der grossen weiten Welt, könnte man sagen, die Romandie hingegen an der Deutschschweiz.

Was ist schulischer Erfolg?

In der Diskussion um den Sinn und Zweck und insbesondere die Wirksamkeit von frühem Sprachenunterricht wird immer wieder mit einem bunten Strauss von wissenschaftlichen Studien argumentiert, die mal dieses oder jenes sagen. 2014 gaben Bund und Kantone gar eine Metastudie bei der dänischen Universität Århus in Auftrag, um herauszufinden, wie und wann man denn am besten Fremdsprachen lernen sollte. Resultat: Es gebe derzeit keine Forschungsevidenz, die eine Veränderung des Schweizer Modells nahelegen würde, teilte die Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung mit.

Für Raphael Berthele ist hingegen klar: «Die Entscheidung über den Zeitplan und den Inhalt des schulischen Curriculums ist in erster Linie eine politische.» Aus wissenschaftlicher Sicht dränge sich vielmehr die Frage auf, wie schulischer Erfolg überhaupt zu definieren sei. «Was soll Schule leisten? Bildung in einem eher traditionellen, bildungsbürgerlichen Sinn? Oder soll die Schule der Wirtschaft direkt handlungsfähige Subjekte liefern? In dieser Grundfrage ist man sich bis heute nicht einig geworden.»

Es wird kaum je eine Schweiz geben, in der sich alle Bürgerinnen und Bürger frisch-fröhlich bi-, tri- oder quadrilingual verständigen können. In unserer wundersamen Willensnation kann das auch die beste Schulbildung nicht leisten. Schliesslich braucht es für das erfolgreiche Erlernen einer Sprache vor allem zwei Dinge: viel Zeit und viel Willen. Weil ich in Bezug auf Französisch weder über das eine noch das andere verfügte, sind meine Kenntnisse heute ausgesprochen dürftig. Aber den Kinderreim von damals, den kann ich noch.